

Schweizer Familie 7: 6-7, 2009

Wirtschaftskrise: Die bittere Pille der Wahrheit

Daniel Hell

Im Kapitalismus der letzten Jahre florierte das Nützlichkeitsdenken. Dieses System ist kollabiert. Nach einer Phase der Verunsicherung könnte die gemeinsame Suche nach neuen Werten einsetzen.

„Man gewöhnt sich an alles, das hatte er gelernt, nur nicht an die demütigende Hoffnungslosigkeit.“ So charakterisiert der Schweizer Schriftsteller Hansjörg Schneider seine Hauptfigur im Krimi „Silberkiesel“. In diesem Kriminalroman dreht sich vieles um Geld und Diamanten, aber hinter dem Geld lauert Hoffnungslosigkeit.

Hoffnung, englisch hope, leitet sich sprachlich von einer Wortfamilie ab, die hopsen, hüpfen bedeutet. Wer hofft, hebt sich von der Erdschwere ab und kann aus lauter Vorfreude Luftsprünge machen. Demgegenüber wird der Hoffnungslose von der Schwerkraft wie zu Boden gezogen. Er ist zu keinen Sprüngen fähig und verharrt an Ort. Hoffnungslosigkeit plagt besonders häufig depressive Menschen. Ihre lähmende Verzweiflung und ihr Rückzug ins Schneckenhaus haben auch damit zu tun, dass für sie alles ausweglos erscheint.

Weil Hoffnungslosigkeit den Weg in die Zukunft versperrt, neigen Menschen im Normalfall dazu, nichts unversucht zu lassen, ihre Hoffnung zu bewahren. So tendieren viele gesunde Menschen in belastenden Situationen dazu, ihre Lebenssituation durch eine rosa Brille zu beurteilen. Jedenfalls konnte in Experimenten nachgewiesen werden, dass sie bestimmte Realitäten zum Teil weniger exakt und ungeschönt wahrnehmen als leicht depressive Personen, welche nicht mehr so viel Hoffnung haben. Doch ist das Positivieren oder Beschönigen nur bis zu einem gewissen Grade hilfreich. Wenn es dazu kommt, dass Menschen ihre Lebenswirklichkeit in stärkerem Ausmass verkennen oder den Kopf in den Sand stecken, um das Unheil nicht zu sehen, gefährden sie sich selber. Exemplarisch zeigt sich das bei sogenannten ma-

nisch Kranken, die bei überforderndem Stress nicht deprimiert, sondern angetrieben reagieren und unkritisch an ihren übersteigerten Machbarkeitsideen festhalten. Dadurch vergrössern sie aber schliesslich die eigene Not und oft die ihrer Angehörigen.

In Krisenzeiten stellt sich die Frage deutlicher, worauf wir unsere Hoffnungen realistischweise setzen: auf Fun und Happiness? Auf Erfahrung und Wissenschaft? Auf Ethik und Moral? Auf Frieden und zwischenmenschliche Harmonie? Oder auf Geld und materiellen Wohlstand?

Denker, Weise und die grossen Schriften der Weltreligionen haben schon immer davor gewarnt, nur materielle Werte hochzuhalten. In ihren Werken finden sich auch Geschichten darüber, dass das alleinige Anhäufen von Geld und Besitz den guten Eigenschaften eines Menschen nicht förderlich ist. Der Appetit auf Geld kann anderes und Wichtigeres, etwa Beziehungen, in den Hintergrund drängen.

Vereinsamte Erfolgsmaschinen

Ausgerechnet John M. Keynes, ein sehr bedeutender Ökonom, prophezeite 1932: „Die Liebe zum Geldbesitz – im Gegensatz zu der Liebe zum Geld als Mittel zur Erlangung von Freude und Werten des Lebens – wird als das erkannt werden, was sie ist:...eine dieser semipathologischen (das heisst: eher krankhaften) Neigungen, die man mit Schauern den Spezialisten für geistige Krankheiten übergibt.“ Das begierige Anhäufen von Geld kann nach Keynes zu einer „Perversion“ werden, die die seelische Gesundheit beeinträchtigt, auch wenn manche Menschen glauben, sogar seelische Gesundheit sei käuflich. Ganz ähnlich verhält es sich mit anderen unpersönlichen Werten. Wenn Erfolg immer noch mehr Erfolge, Ehre weitere Ehrbezeugungen und Macht immer noch grössere Macht zwingend fordert, kommt ein Teufelskreis in Gang, der persönliche Probleme nur verdecken, aber nicht beseitigen kann. Statt innere Befriedigung zu verspüren, verlieren Menschen mit dieser suchartigen Entwicklung den Kontakt zu sich selber, gleichsam zu Leib und Seele. Sie werden Erfolgsmaschinen und vereinsamen.

Leider hat der neue Kapitalismus der letzten Jahre eine Haltung gefördert, wonach Gegenstände und Lebewesen nur interessant erscheinen, wenn sie für uns nützlich sind oder wir sie besitzen können. Hand aufs Herz: Sind wir nicht gerade in der

Schweiz in einem gewissen Sinne zu unzufriedenen Reichen und Satten geworden? Die Ökonomie hat uns nicht schlecht im Griff. Selbst dann, wenn es um Gesundheit geht, herrschen ökonomische Überlegungen vor. Aus Patienten werden in unserem Gesundheitswesen Kunden gemacht, aus Spitälern selbständige Unternehmungen und aus Arztpraxen Profitzentren. In meiner psychiatrisch-psychotherapeutischen Tätigkeit fällt mir im letzten Jahrzehnt eine zunehmende Entfremdung der Menschen untereinander und zu sich selbst auf. Störungen der Identität nehmen zu. Menschen wissen weniger, wer und was sie eigentlich sind. Auch der Angstpegel steigt. Neben konkreten und realen Ängsten leiden immer mehr Menschen unter diffusen Angstzuständen, die damit zu tun haben, dass sie sich selber und ihrer eigenen Situation nicht mehr sicher sind.

Eine Depression ist nicht das Ende

Diese Situation kann durch die aktuelle Wirtschaftskrise noch verstärkt werden. Es ist aber auch möglich, dass die Krise die positiven Kräfte mobilisiert und zu einem Zusammenrücken führt. Das hoffe ich. Jedoch das Erste, die Verschärfung der aktuellen Situation, wird wohl nicht ausbleiben. Angst und Unsicherheit dürfen zunächst zunehmen und aus Arbeitskollegen noch mehr Konkurrenten machen.

Es ist nicht nur der Mangel an Geld, worunter in der Wirtschaftskrise Menschen zu leiden haben. Es ist auch das Gefühl, nicht gebraucht zu werden oder für seinen Einsatz keine Anerkennung zu erhalten. Es rächt sich jetzt, dass sich im neuen Kapitalismus zu vieles ums Geld drehte. Nicht nur die Gewinnsucht, „das schnelle Geld“ sind für die Wirtschaftskrise mitverantwortlich. Es verblassten auch andere Werte, die zuerst wieder aufgebaut werden müssen: etwa Vertrauen statt konkurrenzierendes Misstrauen, Nachhaltigkeit statt kurzfristige Erfolge, Loyalität statt anpasserische Flexibilität, Solidarität statt ichbezogenes Verhalten.

Die Ökonomie allein wird uns nicht retten. Es kommt auch darauf an, wie wir als Gemeinschaft mit den anstehenden Problemen umgehen werden. Am gefährlichsten wäre - sowohl für uns als Einzelne wie für unseren Staat -, auf die ernst zu nehmende Gefahr unüberlegt und maniform, das heisst unkritisch-betriebsam, zu reagieren. Da ist ein deprimiertes Innehalten vergleichsweise das kleinere Übel - wenigstens nach meiner fachärztlichen Erfahrung. Aber es braucht Hoffnungsträger, die an die Stärke und

Ressourcen der Menschen glauben, auch wenn diese verschüttet scheinen. Selbst eine schwere Depression bedeutet nicht notwendigerweise das Ende. Aber oft kann sie erst überwunden werden, wenn Altes zurückgelassen und Neues gewagt wird. Um realistische Hoffnung zu schöpfen, ist es nötig, auch die manchmal bittere Pille der Wahrheit zu schlucken.